

Anerkennung, Missachtung und Selbstkonstitution – Akademisches Streiten zwischen Ehrverletzung und Reputationsstreben

von Heiner Fangerau

Abstract¹

Recognition, disregard and the resulting reputation are essential elements of a scientist's self-constitution. At the same time, these are fragile relational categories. This article focuses on the development of reputational sensitivity in science and the staging of recognition processes in the late nineteenth and early twentieth centuries. It focuses on attempts to shift reputational hierarchies through humiliation and disregard. It examines how the quest for recognition manifested itself in academic disputes.

The approach is based on the hypothesis that in the final phase of the transformation of the German university from a 'family university' to a 'meritocratic university', the frame of reference for recognition shifted from honour to reputation, and that in this process academic insults directed at an individual served to enhance one's own status in the reputation hierarchy rather than to damage the honour of the other individual. To this end, the history of the struggle for recognition in science in German-speaking academia at the end of the nineteenth century will be examined as an example. The focus is on physiology as a technical and scientific medical discipline with relatively stable, hierarchical organisational structures. In particular, the sensitivity of science to reputation processes in the case of disrespectful acts will be explored.

Einleitung: Anerkennung und Missachtung in den Wissenschaften

In seinem berühmten Vortrag über Wissenschaft als Beruf von 1917 stellte Max Weber fest, „Persönlichkeit auf wissenschaftlichem Gebiet“ habe „nur der, der rein der Sache dient“². Die Sache selbst solle Triebfeder genug für wissenschaftliches Arbeiten sein, nicht ihre Inszenierung. Ein Blick auf die Wissenschaftsgeschichte, die Popularisierung von Forschung, ihre mediale Inszenierung und die Realität des damaligen und heutigen Universitätsbetriebes aber zeigt, dass neben „der Sache“ jede/r Forscher:in auch auf verschiedene Formen von Anerkennung angewiesen ist, will er/sie sich oder

1 Dieser Beitrag wurde einem blind peer review unterzogen.

2 Max Weber, Geistige Arbeit als Beruf. Vier Vorträge vor dem Freistudentischen Bund. Erster Vortrag: Wissenschaft als Beruf, München/Leipzig 1919, 12.

der Sache Gehör und Raum verschaffen. Mehr noch scheint es manchmal so, als sei genau diese Anerkennung selbst bzw. das Streben nach Anerkennung Triebfeder des wissenschaftlichen Arbeitens, während sie gleichzeitig das Selbst des/der Forschenden im sozialen Geflecht des organisierten Wissenschaftsbetriebes konstituiert.

Das hier in Anschlag gebrachte philosophisch breit ausgearbeitete Konzept der Anerkennung umfasst ein für die Wissenschaft in vielfältiger Weise relevantes semantisches Feld, da es verschiedene Aspekte dessen, was als Wissenschaft verstanden wird, adressiert. Anerkennung kann nämlich sowohl als Einsicht, als Würdigung und Lob, als Achtung und Respektierung, als offizielle Gültigkeitserklärung und als Billigung und Zustimmung verstanden werden.³ Auch in der Wirtschaftssoziologie wird ihr eine zentrale Rolle für die Konstitution des Selbst als Identität eingeräumt, wenn sie hier als Handlungsantrieb neben rationalem Wählen und ökonomischer Strategie analysiert wird.⁴

Zwischen Wirtschaft und Wissenschaft ergibt sich dabei eine gewisse Schnittmenge sowohl in der Organisation als auch im Umgang mit Anerkennung. In beiden Bereichen kann Anerkennung dabei sehr wohl in Kapital und Macht umgewandelt werden.⁵ Max Weber hatte dies im schon zitierten Vortrag erkannt und die großen naturwissenschaftlichen und medizinischen Institute als „staatskapitalistische“ Unternehmungen“ bezeichnet.⁶ Bruno Latour hat mit Blick auf verschiedene Formen von Kapital ein zirkuläres Modell (einen Kreislauf) der Wissenschaft vorgeschlagen, als dessen grundlegende Währung Anerkennung in ihren verschiedenen Bedeutungen verstanden werden kann. Nicht nur räumt er dem Sozialen eine wichtige Rolle neben dem inhaltlichen Kern ein, indem er Kollegen, Verbündete und die Öffentlichkeit als zentrale Akteure identifiziert. Auch verfolgt er den Gedanken, dass erst die Anerkennung von Gedanken und Ergebnissen durch Kollegen Ideen zu Wissenschaft werden lässt und zu deren Akzeptanz führt. Die kollegiale Akzeptanz ist wiederum Grundlage für die Förderung durch Geldgeber und die Wahrnehmung als relevant durch die Öffentlichkeit. Die Anerkennung der beiden letzten Gruppen entscheidet am Ende darüber, ob der/die betreffende Forscher:in weitere Anerkennung und Mittel für neue Unternehmungen erhält.⁷

Ressource und Ergebnis von Anerkennungsprozessen sind dabei Prestige und Reputation. Während Prestige die Wahrnehmung einer Person in einer kleineren Gruppe bezeichnet, die Ziele und Werthorizonte teilt und über Anerkennungsströme hierarchische Strukturen etabliert, bezieht sich der Begriff der Reputation auf eine „öffentlich vermittelte Form der Anerkennung“. Sie ergibt sich erst aus „der Diffusion von Prestigeeinformation an unbekannte Dritte über den Geltungsbereich

3 Thomas Meyer, Semantik des Begriffs „Anerkennung“, in: Ludwig Siep/Heikki Ikäheimo/Michael Quante (Hg.), *Handbuch Anerkennung*, Wiesbaden 2020, 3–10.

4 Stephan Voswinkel, Anerkennung und Reputation. Die Dramaturgie industrieller Beziehungen, Konstanz 2001.

5 Malcolm Waters, Collegiality, Bureaucratization, and Professionalization: A Weberian Analysis, in: *American Journal of Sociology* 94 (1989), Heft 5, 945–972.

6 Weber, Geistige Arbeit, 6.

7 Bruno Latour, *Die Hoffnung der Pandora. Untersuchungen zur Wirklichkeit der Wissenschaft*, Frankfurt am Main 2002, 119–131.

persönlicher Sozialnetze.“⁸ So etabliert sich im Verlauf von Anerkennungsprozessen am Ende im Vergleich verschiedener Wissenschaftler:innen eine hierarchische Abstufung in ihrer Reputation. Diese Hierarchie wiederum entwickelt in der Folge eine angenommene und reale soziale Wirkmächtigkeit.

Die Reputation, das Fremdbild, das Selbstbild und der Einfluss eines/r Wissenschaftler:in basieren also in anderen Worten in nicht unerheblichem Umfang auf Anerkennungsprozessen, die wieder Anerkennungsprozesse nach sich ziehen.⁹ Anders als die über die Herkunft definierte Ehre der Vormoderne kann Reputation dabei „als spezifisch moderne Anerkennungsform“ erworben werden. Sie wird zu einem „strategischen Vermögenswert“, der gleichzeitig fragil ist,¹⁰ sodass Forscher:innen permanent nach Anerkennung trachten. Anerkennung wird zum Selbstzweck.¹¹ Dieses Ringen zeigt sich auch in der Inszenierung eigener und fremder Bedeutung z. B. durch (Selbst-)Zitate, gezielte Zitate bestimmter anderer Autor:innen, das Bemühen zitiert zu werden,¹² Drittmitteleinwerbungen, Auftritte oder Preise wie den Nobelpreis,¹³ Merkmale, die somit auch als reziprokes Maß der Reputation genutzt werden oder Anerkennung in quantitativer Hinsicht rekonstruierbar machen.¹⁴ Wichtig ist hier, dass Wissenschaftler:innen im Bemühen um ihre eigene Reputation eine Balance halten müssen zwischen Anpassung an Erwartungen und Differenzbetonung zu anderen, um eine „unverwechselbare Identität“ zu konturieren.¹⁵ Anerkennung und Reputation sind in diesem Identitätsbezug anfällig und geprägt durch Emotionen, Ungleichheit und das Erleben von auf Ungleichheit basierender Ungerechtigkeit.¹⁶

8 Mark Eisenegger, Reputation in der Mediengesellschaft. Konstitution – Issues Monitoring – Issues Management, Wiesbaden 2005, 24–25.

9 Robert K. Merton, The Matthew Effect in Science, in: *Science* 159 (1968), Heft 3810, 56–63.

10 Eisenegger, Reputation, 25–27.

11 Siehe hierzu vor allem mit Blick auf die ökonomische Theorie: Michael Baumann, Vertrauen und Anerkennung. Wie weiche Anreize ein Vertrauen in Institutionen fördern können, in: Andrea Maurer/Michael Schmid (Hg.), Neuer Institutionalismus. Zur soziologischen Erklärung von Organisation, Moral und Vertrauen, Frankfurt am Main/New York 2002, 107–132, hier 123–125.

12 Zum „Zitat als Währung“ siehe Stefan Hornbostel, Das Zitat als Währung, in: Christiane Lahusen/Christoph Marksches (Hg.), Zitat, Paraphrase, Plagiat. Wissenschaft zwischen guter Praxis und Fehlverhalten, Frankfurt am Main/New York 2015, 307–316.

13 Nils Hansson/Thorsten Halling/Heiner Fangerau, Introduction, in: Nils Hansson/Thorsten Halling/Heiner Fangerau (Hg.), Attributing Excellence in Medicine. The History of the Nobel Prize, Leiden 2019, 1–14.

14 Heiner Fangerau, Evolution of Knowledge from a Network Perspective. Recognition as a Selective Factor in the History of Science, in: Heiner Fangerau/Hans Geisler/Thorsten Halling/William Martin (Hg.), Classification and Evolution in Biology, Linguistics and the History of Science. Concepts – Methods – Visualization, Stuttgart 2013, 11–32; Matthias Krischel/Thorsten Halling/Heiner Fangerau, Anerkennung in den Wissenschaften sichtbar machen. Wie die Bibliometrie durch die soziale Netzwerkanalyse neue Impulse erhält, in: Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften 23 (2012), Heft 1, 179–206.

Immer wieder wird in diesem Kontext auf die Problematik von auf Zielparametern beruhenden Assessments im Universitätswesen hingewiesen und das im ökonomischen Feld geprägte Bonmot in Einsatz gebracht: „When a measure becomes a target, it ceases to be a good measure“ (Goodhar’s Law), siehe: Marilyn Strathern, ‘Improving Ratings’. Audit in the British University System, in: European Review 5 (1997), Heft 3, 305–321, hier 308.

15 Eisenegger, Reputation, 31.

16 Lucy Avraamidou, Science Identity as a Landscape of Becoming. Rethinking Recognition and Emotions Through an Intersectionality Lens, in: Cultural Studies of Science Education 15 (2019), Heft 2, 323–345.

Das System Wissenschaft reagiert daher sehr sensibel auf den Umgang mit bzw. den Erwerb von Reputation. Der Soziologe Stefan Kühl hat in einem Essay¹⁷ ein wenig schmeichelhaftes, aber doch wohl treffendes Bild über das „Streben nach Anerkennung“ im Wissenschaftsbetrieb gezeichnet. In Anlehnung an Whitley, Luhmann, Bourdieu und andere hat er ebenfalls die Reputation als Maß für die im wissenschaftlichen Kollektiv gewährte bzw. gesammelte Anerkennung benannt und vor allem auf die Sensibilität des Systems für Reputationszuschreibungen hingewiesen: Um anerkannt zu werden, bedarf es der wissenschaftlichen Qualifikation und einer irgendwie gearteten wissenschaftlichen Leistung. Wenn diese als herausragend anerkannt wird, führt sie zur Reputation. Die Reputation ist allerdings gefährdet, wenn der/die betreffende Wissenschaftler:in im Streben nach Anerkennung seinen/ihren *Claim to fame* repetitiv benutzt, als Vielschreiber:in auftritt, sich zu wenig (im Sinne des Verschweigens der Wiederholung alter Arbeiten) oder zu oft selbst zitiert, zu wenig oder zu sehr (verunglimpt z.B. als Boulevard-Wissenschaftler:in) in die Öffentlichkeit tritt oder als *one trick pony* deklassiert wird.

Deklassierung und Abwertung müssen dabei von jemandem ausgehen und das sind meistens andere Wissenschaftler:innen. Da über Anerkennung Prestige und Reputation gewonnen werden, die wiederum in Graden der Etablierung einer hierarchischen Struktur oder dem Ranking von Wissenschaftler:innen dienen, gehören zum Anerkennungskampf auch die Missachtung und Herabsetzung als strategische Mittel. Diese zeigen sich im Wissenschaftsbetrieb im Ignorieren, Nichtzitieren, Beschämen und dem schlechten Reden über Kolleg:innen oder deren Arbeit vor und hinter der akademischen Bühne.

Die Universität der Moderne versucht dabei, die Spannung zwischen dem Streben nach „der Sache“ und dem Streben nach Anerkennung ebenso einzuhegen wie jenseits „der Sache“ liegende Prestige- und Reputationszuschreibungen, die zu Positionen und Macht führen. Hierzu dienen ihr Regeln der Kommunikation sowie die Reglementierung, Ritualisierung und Inszenierung von Praktiken, wie etwa Reviewverfahren, kollektiv gestaltete Auswahlverfahren oder im deutschen Sprachraum die Habilitation.¹⁸ Gerade die Begleiterin und das Gegenstück der Anerkennung, die Missachtung, soll auf diese Weise eingehetzt werden.

An dieser Stelle setzt der vorliegende Beitrag mit einer historischen Perspektive an. Er wendet sich der Herausbildung von Reputationssensibilität in der Wissenschaft und der Inszenierung von Anerkennungsprozessen im späten 19. und frühen

¹⁷ Stefan Kühl, Reputation. Zur Funktion des Strebens nach Anerkennung in der Wissenschaft, in: Forschung & Lehre 10 (2015), 804–806; Mit Referenzen: Ders., Reputation. Zur Funktion des Strebens nach Anerkennung in der Wissenschaft, Working Paper 1 2015; [https://www.uni-bielefeld.de/soz/personen/kuehl/pdf/Kuehl-Stefan-Working-Paper-1_2015-Reputation-Zur-Funktion-des-Strebens-nach-Anerkennung-in-der-Wissenschaft-2015-1-18.08.2015.pdf]. Alle Internetadressen zuletzt abgerufen am 4.2.2024.

¹⁸ Eine besondere (wissenschaftliche) Literaturgattung, in der Anerkennung und Herabsetzung sich besonders spiegeln, bietet seit der Frühen Neuzeit die Rezension. Siehe z.B. den Überblick von Carlos Spoerhase, Ausweitung der kritischen Kampfzone. Was die Geschichte der aufklärerischen Rezensionskultur die aktuelle Reflexion über Literaturkritik lehren könnte, in: Zeitschrift für Germanistik 19 (2009), Heft 1, 171–178 oder exemplarisch Martin Scheutz, Turba ist ein ganz gemeiner Kerl! Rezensionen als Ehrdiskurs am Beispiel der MIÖG (1920–1939), in: Mitteilungen des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung 121 (2013), Heft 1, 63–86.

20. Jahrhundert zu. Es sollen aber weniger die Mittel im Zentrum stehen, mit denen Wissenschaftler:innen ihre eigene Reputation zu verbessern versuchten. Vielmehr liegt das Gewicht auf Versuchen, Reputationshierarchien durch Herabsetzung und Missachtung zu verschieben. Es wird danach gefragt, wie sich das Streben um Anerkennung in den Jahren vor Webers Analyse der „Wissenschaft als Beruf“ im akademischen Streit zeigte.

Diesem Ansatz liegt die These zugrunde, dass sich in der Endphase des Wandels der deutschen Universität von der „Familienuniversität“ zur „Leistungsuniversität“¹⁹ das Referenzraster der Anerkennung von der Ehre zur Reputation verschob und in diesem Prozess die akademische Beleidigung zwar auf die Person zielte, die damit verbundene Herabsetzung aber mehr der Aufwertung der eigenen Person in der Reputationshierarchie als der Ehrverletzung der anderen Person diente.

Exemplarisch (und blitzlichtartig) soll zu diesem Zweck ein Blick auf die Geschichte des Ringens um Anerkennung im deutschsprachigen Wissenschaftsbetrieb des ausgehenden 19. Jahrhunderts geworfen werden. Im Zentrum steht dabei die Physiologie als technisch-naturwissenschaftlich geprägte medizinische Disziplin mit relativ stabilen, hierarchischen Strukturen in der Organisation. Insbesondere soll der Sensibilität in der Wissenschaft für Reputationsprozesse in Akten der Missachtung nachgespürt werden. Auf eine Analyse eines akademischen Disputs aus der Hirnphysiologie und die hier eingesetzten Mittel der Herabsetzung folgt eine kurze Schilderung einer weiteren Auseinandersetzung unter Einbezug eines der beteiligten zentralen Akteure. Während der erste Streit sich zwischen Personen auf ungleichen Hierarchiestufen abspielte, zeigt der zweite Streit, wie vor allem auch auf gleicher Ebene um Reputationshierarchien im Streit um Stellen und Einfluss gerungen wurde.

Hirnphysiologie als Zankapfel

Die Missachtung des Anderen, die zum Prestige- und Reputationsverlust führen soll, zeigt sich beispielhaft in einer akademischen Auseinandersetzung der späten 1870er Jahre. Ohne zu tief in die Hintergründe einzusteigen, illustriert sie, wie das Ringen um akademisches Prestige und ihr folgende Reputation auch der Hierarchisierung diente. Über Prozesse der Anerkennung und Missachtung wurden die Positionen der akademischen Rangordnung verhandelt und für den Moment festgelegt. Den Angelpunkt bietet eine Szene auf der 59. Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte 1886 in Berlin, bei der ein Konflikt in der Neurophysiologie eskalierte, der exemplarisch verdeutlicht, wie ein akademisches Ringen um Anerkennung über das Mittel der Herabsetzung im ausgehenden 19. Jahrhundert Reputation versprach, aber gleichzeitig die Gefahr mit sich brachte, eine Karriere zu vernichten.²⁰ Hauptak-

19 Sylvia Paletschek, Zur Geschichte der Habilitation an der Universität Tübingen im 19. und 20. Jahrhundert. Das Beispiel der Wirtschaftswissenschaftlichen (ehemals Staatswirtschaftlichen / Staatswissenschaftlichen) Fakultät, in: Helmut Marcon (Hg.), 200 Jahre Wirtschafts- und Staatswissenschaften an der Eberhard-Karls-Universität Tübingen. Leben und Werk der Professoren, Bd. 2, Stuttgart 2004, 1364–1399, hier 1366.

20 Den zugrundeliegenden Disput und den Streit habe ich unter dem Gesichtspunkt der Invektivität in ähnlicher Form schon an einem anderen Ort beschrieben: Heiner Fangerau, Apostel der Gesetzlosigkeit. Streit,

teure waren der Postdoktorand Jacques Loeb (1859–1924) und die etablierten Professoren Hermann Munk (1839–1912), Eduard Hitzig (1838–1907) und Nathan Zuntz (1847–1920).

Den Hintergrund für den konkreten Disput bildete eine Debatte aus der Neuropysiologie, in der sich verschiedene Physiologen aus der in den späten 1830ern geborenen Generation gegenüberstanden. Im Wesentlichen ging es um die Frage, ob bestimmte motorische oder sensorische Körperfunktionen sich in Hirnarealen eindeutig lokalisieren ließen oder ob Funktionen über mehrere zusammenwirkende cerebrale Regionen gesteuert würden. Auf der einen Seite standen die sogenannten Lokalisten wie u.a. Eduard Hitzig und Gustav Fritsch (1838–1927). Beide hatten durch Versuche an Hunden nachweisen können, dass die Steuerung bestimmter Bewegungsfunktionen sich im Gehirn topographisch verorten ließ. In das gleiche Lager gehörte Hermann Munk. Munk hatte experimentell belegt, dass ein Sehverlust mit der Zerstörung des Hinterhauptlappens (der Sehrinde) korrelierte.²¹ Auf der anderen Seite stand der Straßburger Physiologe Friedrich Goltz (1834–1902). Er positionierte sich als Antilokalist,²² diffamierte Hitzigs, Fritsches und Munks Ansichten als „moderne Phrenologie“ und verglich ihre Gehirnkarten mit politischen Karten, die jeder wissenschaftlichen Grundlage entbehrten.²³

Einer von Goltz' Promovenden, der 1859 in Mayen geborene Jacques Loeb, begab sich mit seiner 1884 verteidigten Dissertation zwischen die Fronten, womit sich aus heutiger Sicht ein Panorama des Kampfes um Anerkennung mit Mitteln der Missachtung eröffnet.²⁴ Seine Dissertation kann in Teilen als Kampfansage an Munks Theorien zur Sehrinde gelesen werden, wenn er Munk zum Beispiel vorwarf, ungenau und grob gearbeitet zu haben. Ferner warf er Munk in verschiedenen Variationen Voreingenommenheit vor.²⁵ Nicht zuletzt stellte er Munks Forschung und seine Folgerungen wiederholt auf eine Stufe mit „Metaphysiologie“²⁶ und Religion als Antithese zur Wissenschaftlichkeit. So hielt er etwa fest, dass Munks Gedan-

Beleidigung und Kritik in der Deutschen Physiologie um 1900, in: Silke Fehlemann/Heike Greschke/Katja Kanzler/Gerd Schwerhoff (Hg.), *An den Grenzen der Invektivität. Herabsetzungspotentiale von Humor, Kritik und Gewalt*, Frankfurt am Main 2024 (im Erscheinen). Vorher hat ihn bereits Philip Pauly geschildert: Philip J. Pauly, *Controlling Life. Jacques Loeb and the Engineering Ideal in Biology*, New York 1987, 29–31; Ders., *The Political Structure of the Brain. Cerebral Localization in Bismarckian Germany*, in: *Electroneurobiologia* 14 (2005), Heft 1, 25–32; ebenso ohne Details Winthrop J. V. Osterhout, Jacques Loeb, in: *The Journal of General Physiology* 8 (1928), ix–lix, hier x.

21 Werner E. Gerabek, Munk, Hermann, in: *Historische Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften* (Hg.), *Neue Deutsche Biographie* (NDB), Bd. 18, Berlin 1997, 595.

22 Kenneth L. Tyler/Rolf Malessa, *The Goltz–Ferrier Debates and the Triumph of Cerebral Localizationist Theory*, in: *Neurology* 55 (2000), Heft 7, 1015–1024.

23 Vgl. Hans J. Markowitsch/Werner Siefer, Tatort Gehirn. Auf der Suche nach dem Ursprung des Verbrechens, Frankfurt am Main 2009, 20; Friedrich Goltz, Ueber die moderne Phrenologie, in: *Deutsche Rundschau* 11 (1885), Heft 2/3, 263–283, 361–375.

24 Jacques Loeb, Die Sehstörungen nach Verletzung der Grosshirnrinde. Neue Versuche am Hunde, in: *Pflügers Archiv für die gesamte Physiologie* 34 (1884), 67–114; Ders., Die Sehstörungen nach Verletzung der Grosshirnrinde. Neus Versuche am Hunde 2, in: *Pflügers Archiv für die gesamte Physiologie* 34 (1884), 115–172; Ders., Die elementaren Störungen einfacher Funktionen nach oberflächlicher, umschriebener Verletzung des Großhirns, in: *Pflügers Archiv für die gesamte Physiologie* 37 (1885), 51–56.

25 Loeb, Die Sehstörung, 88, 106.

26 Ebd., 2, 149.

kengebäude „der Einsturz“ drohe, „wenn es nicht der blinde Glaube, der auch im Gebiete der Naturwissenschaften Wunder verrichtet, wie ein mächtiger Felsen stützt und trägt“.²⁷

Munk selbst ließ sich mit einer Antwort viel Zeit. Seine Strategie bestand zunächst im Ignorieren, dann aber warf er Loeb Unerfahrenheit und Unredlichkeit in Kombination vor. 1890 in der zweiten Auflage seines Buchs *Über die Funktionen der Großhirnrinde* adressierte er Loeb wiederholt als „Goltz‘ Schüler“, der die an Munk kritisierten Funde bemerkenswerterweise später als seine eigenen ausgegeben habe.²⁸ Loeb habe ihn überdies nur selektiv zitiert und dies „noch dazu pfiffig“ kommentiert mit den Worten „ich citiere [...] das Citat aus Munks Abhandlung“. Direkt ans Publikum adressiert vermerkte Munk ironisch, dass er den Angriff all denjenigen „als eine Loeb’sche Musterleistung gern empfehle“, die Gefallen an derlei fänden.²⁹

Vier Jahre vorher allerdings hatte Eduard Hitzig (selbst nicht unbedingt ein Freund von Munk) als Reaktion auf Jacques Loebs Kritik an der Lokalisationstheorie den Goltz-Schüler beinahe akademisch vernichtet. Auf dem Naturforscherkongress in Berlin kam es zu einem kleinen Eklat. Den Anfang machten Goltz und Munk. Während des Kongresses hatten in der Tierarzneischule in Berlin, deren physiologischem Labor Munk vorstand, Demonstrationen von operierten Hunden stattgefunden. Am Tag nach den Demonstrationen gab es nun eine Aussprache über die Hundevereuche, zu deren Beginn Goltz das Wort ergriff: Er habe gestern Munks Hunde besichtigt und Munk auf Irrtümer hingewiesen. Seine Hinweise seien von Munk allerdings mit Verweis auf seine Autorität beiseite gewischt worden: „Herr Munk“, so Goltz, „liess sich sodann zu der Bemerkung hinreissen, er lasse sich nicht drein reden, er sei Herr im Hause“.³⁰

Nach einer Replik Munks ergriff nun Eduard Hitzig das Wort. Er stellte fest, dass er seinerseits in der landwirtschaftlichen Hochschule beim Physiologen Nathan Zuntz an Demonstrationen teilgenommen habe und hier Goltz’ Doktorand Loeb, der Hunde vorgeführt hatte, auf „eine Anzahl von motorischen Störungen an den Hinterbeinen“ hinweisen musste, die dieser gar nicht wahrgenommen hätte. Loebs vermeintliche Unkenntnis kontrastierte er jetzt mit dessen Kritik an der Lokalisationstheorie: „Gegenüber der grossen Bestimmtheit, mit der Herr Loeb litterarisch [sic] auftritt, ist die Feststellung dieses Thatbestandes von Wichtigkeit.“ Diese öffentliche Bloßstellung konnte Loeb nur schwach mit dem Verweis darauf kontern, dass eine eingehende Diskussion unmöglich gewesen sei und er absichtlich auf die Demonstration der erwähnten Störungen verzichtet habe: „Die Behauptung des Herrn Hitzig, dass ich die nicht erwähnten Dinge auch nicht gewusst habe, muss ich wiederum unter Berufung auf das Zeugniß [sic] von Herrn Zuntz als unrichtig zurückweisen.“³¹

Der als Zeuge aufgerufene Nathan Zuntz, bei dem Loeb mittlerweile als Assistent tätig war, tat diesem in der Folge den fraglichen Gefallen, in einem Zeitschriftenbei-

²⁷ Ebd., 143.

²⁸ Hermann Munk, Über die Funktionen der Grosshirnrinde, Berlin 1890, 41.

²⁹ Ebd., 273.

³⁰ Versammlung Deutscher Naturforscher und Ärzte, Tageblatt der 59. Versammlung Deutscher Naturforscher und Aerzte zu Berlin, vom 18.–24. September 1886, Berlin 1886, 413.

³¹ Ebd., 416.

trag im *Archiv für die gesamte Physiologie des Menschen und der Tiere (Pflügers Archiv)* dessen Versuche zu verteidigen. Mit seiner „Richtigstellung gegen Herrn Professor Hitzig“ in dem vielgelesenen Fachorgan breitete er allerdings die Geschichte weiter aus und vergrößerte Publikum und Reichweite, indem er die Angelegenheit vom Hörsaal und dem Kongressbericht in eines der angesehensten physiologischen Organe trug. Er zielte auf die Rehabilitation Loebs, eröffnete aber zugleich die Gefahr der nun öffentlichen Demontage. Hitzig habe es als „peinliche Aufgabe“ bezeichnet, auf Loebs Fehler im Plenum hinweisen zu müssen, er, Zuntz, komme aber nach Ansicht der Sachlage zu dem Schluss, dass er es nur bedauern könne, dass Hitzig es „sich nicht klar gemacht“ habe, „wie ganz besonders peinlich eine solche Aufgabe wird, wenn man sie ohne genügendes Material, an der Hand von Behauptungen, deren Irrthümlichkeit so leicht zu erweisen ist, übernimmt“.³²

Hitzigs Replik ließ nicht lange auf sich warten. Anfang 1887 publizierte er ebenfalls in *Pflügers Archiv* eine neunseitige „Erwiderung dem Herrn Professor Zuntz“. Diese weist ein bemerkenswertes Muster auf. Sie bedient sich ausgiebig militärischer Metaphern, wirft Loeb Feigheit vor, um ihn dann als hochmütig und unfähig zu geißeln. Zunächst äußert er sein Unverständnis, dass Loeb sich nicht selbst verteidige. Es handele sich ja nicht um „einen harmlosen, schüchternen Jüngling [...] dem man das Schwert der Abwehr gewaltsam in die Hand drücken“ müsse.

„Herr Loeb, der noch vor Kurzem als Student in mehr als muthigem Angriff dem Herrn Munk zu Leibe ging, Herr Loeb, der neuestens gegen Herrn Munk sogar die Schlachten des eigentlich doch auch nicht ganz wehrlosen Herrn Goltz schlägt, Herr Loeb, dessen Kampflust nicht nur an Intensität, sondern auch an Extensität wächst, der sollte doch wohl fremden Schutzes so dringend nicht benötigen!“³³

Im Folgenden erklärt Hitzig die Schärfe seines Angriffs und weshalb er seinen „Neigungen zuwider, mit scharfen Waffen gegen das Beginnen des Herrn Loeb vorgegangen“ sei. Mit Loeb sei, so seine Begründung, „ein Apostel der Gesetzlosigkeit [...] auf dem Gebiete der Hirnphysiologie erstanden“. Loeb habe eben einfach mit seinem Hund einen „misslungenen, unreinen Versuch gemacht“ und daraus viel zu weitreichende Folgerungen gezogen.³⁴ Loeb beliebe es zwar gerne gelegentlich Vorlesungen über die Aufgaben des Physiologen zu halten und „uns dabei in liebenswürdiger Weise zu hofmeistern“. Aber „ein Physiologe hätte ein solches Gehirn versteckt, [...] nicht demonstrirt“. Im Ganzen seien Loebs Ausführungen zu den demonstrierten Hunden „zum Lachen“. Es fehle ihm im Experiment und in der Literaturauswertung an der „erforderlichen Objectivität“ und „Zuverlässigkeit“. Wenn Zuntz wiederum ein fachkundiger Physiologe sei und sich von Loeb in die Irre führen lasse, so sei die

³² Nathan Zuntz, Zur Richtigstellung gegen Herrn Professor Hitzig, in: *Pflügers Archiv für die gesamte Physiologie* 39 (1886), 473–475, hier 475.

³³ Eduard Hitzig, Erwiderung dem Herrn Professor Zuntz, in: *Pflügers Archiv für die gesamte Physiologie* 40 (1887), 128–136, hier 129.

³⁴ Ebd., 132.

von ihm, Hitzig, nun offen geleistete Aufklärung über Loeps Arbeiten „nicht nur nützlich, sondern nothwendig“.

Insgesamt schildert er Loeb also als unfähigen wissenschaftlichen Anarchisten, der sich bemüßigt fühle, andere akademisch zu maßregeln. Zu allem Übel gelinge es Loeb durch Berufung auf die Autorität Nathan Zuntz' das Publikum zu täuschen. Genau das machte Hitzig zufolge Loeb so gefährlich. Die von diesem ausgehende Gefahr nötige ihn nun, an die Grenzen des Sagbaren zu gehen und Loeb stellvertretend für solche Personen, die das Vertrauen in die Wissenschaft gefährden, auf offener Bühne zu attackieren. Er drehte am Ende den Vorwurf, den Loeb zuerst erhoben hatte, als er Munk ungenaues Arbeiten vorgeworfen hatte, gegen ihn zurück.

Folgen des Anerkennungskampfes

Loeb war von diesem „Schmähartikel“, wie er ihn nannte, sehr getroffen. In einem Brief an Zuntz vom Februar 1887 schilderte er seine Betroffenheit und seine Gedanken.³⁵ Er hatte unterdessen eine Anstellung in Würzburg bei Adolf Fick (1829–1901) angetreten und schrieb nun seinem alten Mentor, dass er nach dem Lesen der Publikation nicht habe schlafen können und krank geworden sei („huste jeden Tag mehr“). Sein neuer Direktor Adolf Fick sei entsetzt vom Ton des Hitzig'schen Artikels und wundere sich, dass *Pflügers Archiv* so einen Aufsatz überhaupt angenommen habe. Fick rate ihm aber von einer direkten Erwiderung ab, da eine solche Hitzig in seinem „ungezogenen unwürdigem Tone“ nur aufwerte. Auch andere rieten zum Schweigen, denn Hitzig leiste sowieso nichts mehr und sei auch nicht mehr in der Lage, die von Loeb begonnene Hirnphysiologie zu begreifen. Vor allem aber schmerze Loeb, dass auch Zuntz vom Angriff des „sterilen Kopfes“ und „als Faulenzер“ bekannten Hitzig betroffen sei.

So ließ er sich am Ende dann doch zu einer kurzen Replik hinreißen, in der er zunächst erwähnte, dass Zuntz es für überflüssig gehalten habe, Hitzig zu antworten, da dieser keine neuen sachlichen Gründe für seinen Angriff vorgebracht habe. Er selbst aber wolle seine persönliche Bemerkung trotzdem noch veröffentlichen, da er es bedauerlich finde, „dass Herr H. in seiner Leidenschaftlichkeit sich hat verleiten lassen, ausfallend gegen Herrn Professor Zuntz zu reden“. Er schloss mit einem Appell ans Publikum, der darauf abzielte, dieses zu Verbündeten zu machen. Er versuchte die Waage zwischen Missachtung und Anerkennung in seine Richtung zu verschieben, indem er das Publikum appellativ in den Streit einbezog mit den Worten: „Auf Seite der Physiologen dürfte er dafür schwerlich Beifall und Sympathie finden.“³⁶

35 Staatsbibliothek Berlin Preußischer Kulturbesitz, Sammlung Darmstädter Lc1871, Brief Loeb an Zuntz 9.2.1887.

36 Jacques Loeb, Persönliche Bemerkung, in: *Pflügers Archiv für die gesamte Physiologie* 40 (1887), 395–396. Hitzig seinerseits griff die ganze Angelegenheit erst 1901 noch einmal auf und wiederholte auf mehreren Seiten seine Sicht der Dinge, wobei er Loeb noch einmal eine falsche Auffassung von Wissenschaftlichkeit attestiert, indem er ihn mit Wagner in Goethes Faust vergleicht. Siehe: Eduard Hitzig, Alte und neue Untersuchungen über das Gehirn, in: *Archiv für Psychiatrie und Nervenkrankheiten* 34 (1901), Heft 1, 1–38, hier 2.

In diesem Kampf um die Deutungshoheit über die Hirnphysiologie hatte zunächst Loeb auf Munks akademische Reputation gezielt, indem er ihm unsauberes Arbeiten und Unwissenschaftlichkeit vorgeworfen hatte. Hitzigs Vorwurf gegen Loeb sollte diesen, indem er grundsätzlich seine wissenschaftliche Qualifikation in Frage stellte, akademisch vernichten. Er schien auch einem Erfolg nah gewesen zu sein, denn Loeb überlegte die Wissenschaft zu verlassen. Er denke, so hielt er es in seinem zitierten Schreiben an Zuntz fest, nun gar nicht mehr an eine Habilitation, da er „fürchte [sich] durch eine Anstrengung ... nur neue Qualen + Unruhen zu schaffen“³⁷. Mit Blick auf den Wissenschaftsbetrieb und seinen Gefühlshaushalt im Ringen um Anerkennung schloss er: „Wenn ich als Gelehrter bei der Habilitation gewinne so verliere ich dabei als Mensch.“

Er erholte sich jedoch, wechselte sein Experimentierfeld von Hunden zu niederen Organismen und versuchte, an ihnen die chemischen und physikalischen Grundlagen von Wachstum, Entwicklung, Reaktion und Bewegung experimentell nachzuweisen. Allerdings sah er wenig Perspektiven für sich im deutschen Universitätsbetrieb, wobei ihm einerseits der geschilderte Streit nachhing, er andererseits, da er aus einer jüdischen Familie stammte, unter antisemitischen Ressentiments litt. An sein Vorbild, den Physiker Ernst Mach (1838–1916) schrieb er 1891, dass ihm die „Eigenschaften“ fehlten, „um in Deutschland rasch Professor zu werden [...]“, außerdem gehörten seine „Arbeiten keiner der in der Physiologie anerkannten Richtungen an; [...] Ich glaube also dass eine Habilitation (Professor Goltz würde es gerne sehen wenn ich mich in Strassburg habilitierte) mir nur eine Zukunft von Enttäuschungen bringen würde.“³⁸

In der Wahrnehmung der Zeitgenossen schien er damit nicht ganz falsch zu liegen. Einerseits war der Weg vom Privatdozenten zum Professor auch um 1900 kein selbstlaufender Automatismus und es ging auf diesem Weg eben genau darum, mehr Reputation als andere Mitbewerber zu erlangen. Für Juden war es dabei angesichts des herrschenden Antisemitismus (unter dem Loeb, aber auch Munk, Zuntz und Hitzig litten)³⁹ bekanntermaßen noch schwieriger, Anerkennung zu erhalten als für Katholiken oder Protestanten. Max Weber notierte in seinem Vortrag 1917 aus der eigenen Erfahrung heraus:

37 Staatsbibliothek Berlin Preußischer Kulturbesitz, Sammlung Darmstädter Lc1871, Brief Loeb an Zuntz 09.02.1887.

38 Deutsches Museum Archiv München, Nachlass Ernst Mach, NL 174/1953, Brief Jacques Loeb an Ernst Mach, 06.04.1891, auch in Heiner Fangerau, Spinning the Scientific Web. Jacques Loeb (1859–1924) und sein Programm einer internationalen biomedizinischen Grundlagenforschung, Berlin 2010, 74.

39 Siehe zum Antisemitismus an der deutschen Universität im ausgehenden 19. Jahrhundert u.a. Fritz K. Ringer, The Decline of the German Mandarins. The German Academic Community, 1890–1933, Cambridge, Mass. 1969, 135–139 und 239–240; Norbert Kampe, Studenten und „Judenfrage“ im deutschen Kaiserreich. Die Entstehung einer akademischen Trägerschicht des Antisemitismus, Göttingen 1988. Zu Halle und Hitzig siehe Wolfram Kaiser, Die „Judenfrage“ an der Medizinischen Fakultät der Universität Halle-Wittenberg, in: Medizinhistorisches Journal 29 (1994), Heft 1, 3–22, hier 5; zu Zuntz siehe Hanns-Christian Gunga, Nathan Zuntz. His Life and Work in the Fields of High Altitude Physiology and Aviation Medicine, Amsterdam u.a. 2009, 89, 91.

„Das akademische Leben ist also ein wilder Hazard. Wenn junge Gelehrte um Rat fragen kommen wegen Habilitation, so ist die Verantwortung des Zurendes fast nicht zu tragen. Ist er ein Jude, so sagt man ihm natürlich: lasciate ogni speranza“ („Lasst alle Hoffnung fahren“).⁴⁰

Konkurrenten um die Allgemeine Physiologie: Jacques Loeb und Max Verworn zwischen Herabsetzung und Selbstinszenierung

1891 emigrierte Loeb in die USA, wo er einer der bedeutendsten Physiologen seiner Zeit wurde. Er arbeitete am Women's College Bryn Mawr bei Philadelphia (1891), an der University of Chicago (1892) und der University of California in Berkeley (1902), bevor er 1910 an das Rockefeller Institute for Medical Research in New York berufen wurde, an dem er als Leiter des Labors für Experimentelle Biologie eine hoch dotierte Forschungsstelle bis zu seinem Lebensende 1924 innehatte.⁴¹ Vor einem anderen institutionellen Hintergrund als dem der deutschen Universität war es ihm also möglich, Anerkennung, Prestige und Reputation zu erfahren. Die in Deutschland erfahrene Missachtung hielt ihn allerdings nicht davon ab, selbst in mehrere Anerkennungskämpfe mit Mitteln der Herabwürdigung einzusteigen. Er galt als durchaus streitbarer Charakter.⁴²

Einer seiner größten Konkurrenten war und blieb dabei der deutsche Physiologe Max Verworn (1864–1926). Dieser, nur wenig jünger als Loeb, arbeitete zunächst mit Moostierchen und Protisten. Er war in gewisser Weise ein deutsches „Spiegelbild“ Loeks.⁴³ Anders als Loeb, der alle Lebenserscheinungen auf Physik und Chemie zurückführen wollte, vertrat Verworn jedoch die Auffassung, dass die Bewegungen von Einzellern eine psychische (und keine allein chemische) Ursache haben müssen.⁴⁴ Im Jahr 1891, in dem Loeb, ohne habilitiert zu haben, angesichts der für ihn schwierigen Ausgangslage im Universitätsbetrieb in die USA emigrierte, habilitierte sich Verworn in Jena. 1895 wurde er hier zum außerplanmäßigen Professor ernannt. 1901 folgte er einem Ruf auf die Professur für Physiologie nach Göttingen, 1910 zog es ihn weiter nach Bonn.⁴⁵

40 Weber, Geistige Arbeit, 9.

41 Pauly, Controlling Life; Fangerau, Spinning the Scientific Web.

42 Siehe Philip J. Pauly, The Loeb-Jennings Debate and the Science of Animal Behavior, in: Journal of History of Behavioral Sciences 17 (1981), Heft 4, 504–515; Kenneth R. Manning, Black Apollo of Science. The Life of Ernest Everett Just, New York 1983, 91–101; Fangerau, Spinning the Scientific Web, 36–37.

43 Pauly benutzt den Terminus „mirror image“, siehe Pauly, Controlling Life, 84. Zu Verworn und Loeb ausführlicher siehe z.B. Heiner Fangerau, Monism, Racial Hygiene, and National Socialism, in: Todd H. Weir (Hg.), Monism. Science, Philosophy, Religion, and the History of a Worldview, New York 2012, 223–247, hier 228–230.

44 Es ist nicht unwahrscheinlich, dass sie sich im Jahr 1890 in Neapel, wo beide an der Zoologischen Station forschten, gegenseitig bei der Arbeit beobachten konnten.

45 Zu Verworns Biographie siehe Gerhard Müller-Strahl, Verworn, Max, in: Historische Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften (Hg.), Neue Deutsche Biographie, Bd. 26, Berlin 2016, 771–773; Raimund Wüllenweber, Der Physiologe Max Verworn, Diss. Bonn 1968.

1895 hatte Verworn seine *Allgemeine Physiologie*⁴⁶ veröffentlicht, mit der er den Versuch unternahm, die Physiologie als Zellphysiologie zu beschreiben. Die Zelle stellte für ihn dabei – in Anlehnung an Ernst Brücke (1819–1892) – einen „Elementarorganismus“ dar; größere Organismen sah er als Zellenstaaten. Für Loeb stand diese Sichtweise seinen eigenen Vorstellungen diametral gegenüber, weshalb er 1897 *Einige Bemerkungen über den Begriff, die Geschichte und Literatur der allgemeinen Physiologie*⁴⁷ in Aufsatzform veröffentlichte, in denen er Verworns Ansatz scharf kritisierte. Ebenso wie auf den Inhalt zielte er dabei auf die Reputation Verworns. Er warf ihm (und anderen) Missachtung und Ignorieren seiner Arbeiten vor, um damit gleichzeitig einerseits Verworns akademische Arbeitsweise in Frage zu stellen und andererseits seiner eigenen Reputation im Vergleich zu seinem Gegner einen Schub zu verleihen. Süffisant stichelte er:

„Es ist sonderbar, durch welche Mittel Autoren und ihre Ansprüche von den Cellularphysiologen beseitigt werden. Die Zahl meiner Beiträge zur allgemeinen Physiologie ist beispielsweise grösser, als die von Verworn. Gleichwohl werden meine Beobachtungen in seinem Lehrbuch nicht erwähnt, wenn auch die Resultate derselben ihm bei seinen Schlussfolgerungen willkommen gewesen sein möchten.“⁴⁸

Zur Unterstützung dieses Vorwurfs des Plagiats berief er sich auf den Physiologen Wilhelm Roux (1850–1924), der Verworn einen „Abschreiber“ genannt habe.⁴⁹ Verworn habe sich, so Loeb wörtlich, „dadurch verletzt gefühlt, aber es scheint mir, dass er das Gefühl des Verletzseins lieber denen überlassen sollte, die wie ich durch seine cellularphysiologische Sophistik um die Früchte ihrer Arbeiten gebracht werden“.

Um sich selbst nun nicht nur gegen Verworn, sondern auch darüber hinaus zu profilieren, unterstrich er im Text nicht nur an mehreren Stellen seine eigenen Leistungen für die Allgemeine Physiologie, sondern stellte sich in die Tradition des berühmten Claude Bernard (1813–1878). Ferner verwies er *en passant* auf bedeutende Unterstützer, mit denen er persönlichen Kontakt hielt („Prof. E. Mach hat mir brieflich die Vermuthung mitgetheilt...“⁵⁰). Indirekt schloss er mit solchen Referenzen an Verworn an, dessen *Allgemeine Physiologie* ähnliche Beispiele für das subtile Senden von Hochwertigkeitsinformationen bot. So widmete sie der Autor recht selbstbewusst keinem Geringeren als dem Bonner Physiologen Johannes Müller (1801–1858) als einem der Begründer der Idee der Allgemeinen Physiologie. Gleichzeitig verwies er auf die Priorität und Originalität seines zellphysiologischen Ansatzes. Sein Vorwort verortete er in London und er erwähnte verschiedenste Forschungsreisen,

46 Max Verworn, *Allgemeine Physiologie. Ein Grundriss der Lehre vom Menschen*, Jena 1895.

47 Jacques Loeb, *Einige Bemerkungen über den Begriff, die Geschichte und Literatur der allgemeinen Physiologie*, in: *Pflügers Archiv für die gesamte Physiologie* 69 (1897), 249–267.

48 Ebd., 266.

49 Roux nannte ihn einen „bequemen Abschreiber“ – Wilhelm Roux, *Über die Selbstdordnung (Cytotaxis) sich „berührender“ Furchungszellen des Frosches durch Zellenzusammenfügung, Zellentrennung und Zellengleiten*, in: *Archiv für Entwicklungsmechanik der Organismen* 3 (1896), Heft 3, 381–468, hier 428.

50 Loeb, *Einige Bemerkungen*, 255.

die er unternommen hatte, beides wohl um seine internationale Anschlussfähigkeit und gute Ausbildung zu unterstreichen.

Auch später in seiner Karriere fiel Verworn als sehr rühriger Wissenschaftler auf. So war er z.B. ab 1902 Herausgeber der *Zeitschrift für Allgemeine Physiologie* und ab 1910 auch von *Pflügers Archiv*, was Loeb übel aufstieß: Er wollte nun hier nicht mehr publizieren.⁵¹ Verworn inszenierte sich gleichzeitig auch gerne als sehr vielbeschäftigt und damit wichtig. Nach seinem Wechsel von Göttingen nach Bonn schrieb er in diesem Sinne an seinen ehemaligen Göttinger Kollegen, den Philologen und Mediävisten Edward Schröder (1858–1942), als Reaktion auf eine Einladung an den ehemaligen Wirkungsort:

„Ich kann einfach in den Osterferien nicht fort oder höchstens auf 8 Tage vor Semesterbeginn. Bis Anfang October habe ich nicht weniger als 4 neue Auflagen von Büchern zu machen, von denen ich nur eine einzige angefangen und im Drang der Semester-Pflichten wieder liegen gelassen habe. Von den anderen Arbeiten & von der vollständigen Unmöglichkeit während des besonders schlimmen Sommer-Semesters etwas Ernsthaftes zu schaffen will ich gar nicht reden.“⁵²

Loeb arbeitete sich lange an Verworn ab, immer wieder beklagte er sich über ihn und setzte ihn herab. Das änderte sich auch nicht, nachdem beide sich im Wissenschaftsbetrieb etabliert hatten, der eine in New York, der andere in Bonn. Als neues Thema im Reputationsringen trat nun allerdings die öffentliche Wahrnehmung und wissenschaftliche Repräsentation ins Zentrum. Loeb kritisierte in einem Brief an Nathan Zuntz von 1911 beispielsweise Verworns Erfolg bei der Popularisierung seiner Forschung als hintergrundlos und zu wenig wissenschaftlich fundiert, wenn er zornig schrieb:

„Verworn war hier⁵³; nach dem Urtheil der Naturforscher ist er ein hohler Kopf mit viel Prätensionen (sic) + wenig Ideen + Wissen; die Mediziner aber nehmen seinen Applomb + sein journalistisches Talent für Weisheit. Wie schade, dass der Mann 2 physiol. Zeitschriften in den Händen hat.“⁵⁴

Loeb war durch Forschungen zur künstlichen Jungfernzeugung von Seeigeln ab 1899 gleichsam zu einem öffentlichen Wissenschaftler geworden, über den viele Presseartikel erschienen. Unter diesem Blickwinkel erscheint seine Einschätzung Verworns nicht ohne Risiko für sein eigenes Selbstbild. Allerdings betrachtete Loeb seine mediale Sichtbarkeit mit einem gewissen Unbehagen, da er fürchtete, seine

51 Library of Congress, Manuscript Division, Loeb Collection, Brief Loeb an Isidor Traube 3.11.1913, siehe auch Fangerau, Spinning the Scientific Web, 130.

52 Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen, Nachlass Edward Schröder, Cod. Ms. E. Schröder 1088, Brief Max Verworn an Edward Schröder 25.2.1913.

53 Verworn war 1911 an der Yale Universität zu den Silliman Memorial Lectures eingeladen.

54 Staatsbibliothek Berlin Preußischer Kulturbesitz, Sammlung Darmstädter Lc1871, Brief Jacques Loeb an Nathan Zuntz 17.11.1911.

Arbeiten würden zu vereinfacht dargestellt und das öffentliche Interesse könnte ihn wissenschaftlich beschädigen.⁵⁵ In der Tat stellte der Physiologe Johan Erik „Jöns“ Johansson (1862–1938) in einem Gutachten für das Nobelkomitee 1917, nachdem Loeb mehrfach nominiert worden war, fest, dass die hohe Zahl der Nominierungen sicherlich an der Werbung für Loeb („reklam“) gelegen habe, während bereits 1906 Emil Holmgren (1866–1922) dem Nobelpreiskomitee in einem Gutachten mitgeteilt hatte, dass Loeks Jungfernzeugung nicht so originell sei, wie es scheine, seine Folgerungen weit hergeholt seien und nur Wissenschaftler, die der Biologie fernstünden, diese Arbeiten Loeks als bedeutend anerkannten.⁵⁶

Die Spannung zwischen der Notwendigkeit für einen Wissenschaftler, öffentlich anerkannt zu werden, und der Gefahr, durch zu viel öffentliche Aufmerksamkeit Reputation bei den Kollegen einzubüßen, findet sich hier klar artikuliert und führte in der sozialen Wirkung dazu, dass Loeks Leistung vor dem Nobelkomitee abgewertet wurde. Das Spiel mit der Aufmerksamkeitsökonomie, das zur Frage der Anerkennung gehört, zeigt sich hier von seiner gefährlichen Seite.

Schlussfolgerungen

Das Wesen des Streits, die Missachtung als Mittel im Ringen um Anerkennung, ist nicht neu und keine Erfindung des späten 19. Jahrhunderts. Spätestens seit der Frühen Neuzeit gibt es Austausch darüber, wie akademischer Streit eingehetzt werden kann. Dass es dabei nicht nur darum ging, die Herabsetzung anderer Personen getrennt von Kritik zu betrachten, die auf die Selektion der besten Ideen zielte, darauf hat Gerd Schwerhoff in seiner Analyse des Pasquills schon hingewiesen. Die Grenzen zwischen Schmähung und Kritik waren seit der Frühen Neuzeit kontingent.⁵⁷ Stand jedoch lange der Gedanke im Vordergrund, es könne ein sachlicher Streit von unsachlichem Streit unterschieden werden und entsprechend also eine Grenze zwischen erlaubter epistemischer Kritik und unerlaubter nicht-epistemischer Schmähung gezogen werden,⁵⁸ so rücken die hier vorgebrachten Beispiele – quer zur Trennung von Schmähung und Kritik – den Kampf um Anerkennung als ein zentrales Mittel der Interaktion zwischen Wissenschaftlern ins Zentrum.

Der exemplarische Einblick in verschiedene Kontroversen um 1900 verdeutlicht, wie sich nach Vollzug des Wandels der Universitäten hin zu leistungsorientierten Einrichtungen Kritik und Schmähung besonders aus dem Motiv speisten, die eigene und die Reputation der Mitbewerber voneinander zu differenzieren, das Gewicht der

55 Pauly, Controlling Life, 100–105.

56 Heiner Fangerau/Thorsten Halling/Nils Hansson, Discovery or Reputation? Jacques Loeb and the Role of Nomination Networks, in: Nils Hansson/Thorsten Halling/Heiner Fangerau (Hg.), Attributing Excellence in Medicine. The History of the Nobel Prize, Leiden 2019, 97–121, hier 109–110.

57 Gerd Schwerhoff, Das Pasquill im frühneuzeitlichen Deutschland. Ein Kommunikationsmedium zwischen Schmähung und Kritik, in: Kulturwissenschaftliche Zeitschrift 6 (2021), Heft 1, 79–94.

58 Siehe für eine klare Darstellung des Diskussionsstands: Steffen Haßlauer, Polemik und Argumentation in der Wissenschaft des 19. Jahrhunderts. Eine pragmalinguistische Untersuchung der Auseinandersetzung zwischen Carl Vogt und Rudolph Wagner um die ‚Seele‘, Berlin/New York 2010, 3–21.

Reputation im eigenen Sinne zu verschieben. Es hatte sich die Wahrnehmung durchgesetzt, dass mit der Forschungsleistung auch der Ruf mit darüber entschied, ob und wie die eigene Karriere weiter verfolgt werden konnte. Diese Entwicklung hing auch damit zusammen, dass mit der Neuaufstellung der Universitäten zu „Großbetrieben“ in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ein neuer Typ von Universitätslehrer gefragt war. Der alte Gelehrte verschwand und der neue Professor sollte nicht nur mobil sein, sondern auch „umfassende Interessen und eine gewaltige Produktion, den Schliff höfischer Umgangsformen und organisatorisches Geschick vereinen können“⁵⁹. In diesem Selbst- und Fremdbild reichte die Anerkennung eines einfachen Forschungsergebnisses, dessen Entstehungsprozess angesichts einer gleichzeitig zunehmenden Spezialisierung für die meisten Nichtspezialisten im Dunkeln blieb, nicht mehr aus. Es bedurfte der Inszenierung der Forschung und des Selbst mit dem Ergebnis, dass Anerkennung und Missachtung in der gesamten Inszenierung zum Schlüssel für Erfolg wurden. Knapp ausgedrückt handelte es sich bei den geschilderten Auseinandersetzungen um Streit unter Männern um ihren akademischen Ruf mit dem Ziel „Distinktionsgewinne im Spiel um Dominanz“⁶⁰ zu gewinnen. Folgt man Michael Meuser, stellen die geschilderten Missachtungs- und Anerkennungsakte Beispiele für die „Ritualisierung [...] männlicher Wettbewerbsspiele“ dar.⁶¹

Hier zeigt die Anerkennung ihre eingangs adressierte Mehrdeutigkeit. Es ging um die Anerkennung einer Theorie, die Anerkennung einer Forschungsleistung und die Anerkennung der Forscherpersönlichkeit in der Inszenierung. Missachtung war hier schlimmer für die Reputation als Kritik. Kritik, wie sie Loeb von Hitzig erfuhr, bedeutete bei aller Schärfe, dass er zumindest akademisch für satis faktionsfähig erachtet wurde. Ignoriert zu werden wie von Verworn war hier die im Vergleich schlimmere Form der Herabsetzung. Wissenschaftler wie Loeb waren gerade in diesem Bereich höchst sensibel auch für Befindlichkeiten von anderen, sodass Ignorieren als wohlkalkuliert erscheinen konnte. Als Paul Ehrlich (1854–1915) sich einmal bei Loeb beschwerte, dass er in einer Arbeit aus Loeps Labor nicht zitiert worden sei, beeilte Loeb sich klarzustellen, dass er „die Sache in Ordnung bringen werde“, da ihm die Anerkennung von Priorität in der Forschung ein Anliegen sei.⁶²

Das gerade eingeführte Adjektiv „satisfaktionsfähig“ referenziert in seiner ursprünglichen Bedeutung auf Ehrenkodizes und ein in diesen meist aus der Herkunft abgeleitetes fiktives Recht, eine Chance auf Genugtuung für erlebte Herabsetzungen einzufordern. Noch im Deutschen Kaiserreich konnte eine als Ehrverletzung wahrgenommene Schmähung trotz des Verbots von Duellen im Reichsstrafgesetzbuch in

59 Alexander Busch, Die Geschichte des Privatdozenten. Eine soziologische Studie zur großbetrieblichen Entwicklung der deutschen Universitäten, Stuttgart 1959, 103.

60 Tanja Paulitz, ‚Hegemoniale Männlichkeiten‘ als narrative Distinktionspraxis im Wissenschaftsspiel. Wissenschaftssoziologische Perspektiven auf historische technikwissenschaftliche Erzählungen, in: Österreichische Zeitschrift für Soziologie 37 (2012), 45–64.

61 Michael Meuser, Distinktion und Konjunktion. Zur Konstruktion von Männlichkeit im Wettbewerb, in: Ulrike Ludwig/Barbara Krug-Richter/Gerd Schwerhoff (Hg.), Das Duell. Ehrenkämpfe vom Mittelalter bis zur Moderne, Konstanz 2012, 39–48, hier 44.

62 Geschildert in Fangerau, Spinning the Scientific Web, 128–129.

der Forderung zum Duell enden.⁶³ In den im wissenschaftlichen Feld ausgetragenen Kämpfen um Anerkennung – das zeigen die hier beigebrachten Beispiele – wurde der Versuch unternommen, Herkunft als Referenzgröße durch Leistung zu ersetzen. Diese Leistung orientierte sich an der Forschung. Gleichzeitig wurden wissenschaftliche Werte mit moralischem normativen Anspruch verhandelt wie etwa die Anerkennung der Priorität einer Entdeckung, die Orientierung an der Naturwissenschaft, die Abwertung der Religion, die Akkuratesse im Experiment, das klare, logische Denken oder die Tugenden Klugheit und Fleiß.

Allerdings war die Idee der Ehre unter Akademikern trotzdem noch virulent, wie die Einführung von sogenannten ärztlichen Ehrengerichten in Preußen 1899 verdeutlicht. Hier stand jedoch nicht die Forschung, sondern die Standesehrge des Berufsärzte im Zentrum und es ging bei diesen Gerichten auch gerade um die kollektive Einhegung von Ehrkonflikten innerhalb der Ärzteschaft. In der Praxis bezogen sich die Konflikte am Ende zumeist einerseits auf gegenseitige Konkurrenz, andererseits aber eben auch auf das Herabsetzen der Kompetenz von Kollegen.⁶⁴

In den hier geschilderten Debatten scheint ein klassischer Ehrbegriff nur noch bedingt auf, etwa wenn Hitzig von Feigheit spricht. Mit Blick auf den um 1900 herrschenden Antisemitismus aber konnte die dem Ehrbegriff zu Grunde liegende Herkunft als Einflussgröße auf die Reputation eines Wissenschaftlers doch noch erhebliche Wirkung entfalten. Das Gleiche gilt nach Einführung des Frauenstudiums auch für das Geschlecht als Kategorie.⁶⁵ Aus heutiger Sicht liegt es gerade mit Blick in die Geschichte nahe, sich Fragen der wissenschaftlichen Anerkennung über das Modell einer intersektionalen Perspektive anzunähern,⁶⁶ die vielleicht auch hilft, die Herausbildung wissenschaftlicher Reputation in der heutigen Gestalt besser zu verstehen.

Nicht zuletzt waren die hier geschilderten Akte der Anerkennung und Missachtung emotionsbehaftet. Wieder Max Weber bemerkte hierzu global: „Kaum ein Universitätslehrer denkt gern an Besetzungsgerüchte zurück, sie sind selten angenehm.“ Anerkennungs- und Reputationskämpfe erzeugten und erzeugen nicht nur bei den Fakultätsmitgliedern in Berufungsdebatten unangenehme Gefühle. Emotionen wie Neid, Missgunst, Trauer, Angst, Zorn und Schadenfreude, aber auch Glück und Hochgefühle waren Motive und Motor des Ringens um Prestige und Reputation bei den hier geschilderten Akteuren. Loeb stürzte der Streit mit Hitzig anfangs in eine emotional kritische Phase, er bezeichnete sich als davon krank geworden. Der Zoologe Hans Driesch (1867–1941) wiederum schrieb einmal an Loeb in einer

⁶³ Ute Frevert, Ehrenmänner. Das Duell in der bürgerlichen Gesellschaft, München 1991.

⁶⁴ Claudia Huerkamp, Der Aufstieg der Ärzte im 19. Jahrhundert. Vom gelehrtenden Stand zum professionellen Experten. Das Beispiel Preußens, Göttingen 1985, 285–272. Für die Frühe Neuzeit exemplarisch Marie-K. Hauke/Heiner Fangerau/Gudrun Litz/Hans-J. Winckelmann, „Rumpantur ut ilia vappis“. Zur Autorenschaft einer anonymen Schmähsschrift gegen den Ulmer Arzt Johann Franc (1649–1725), in: Medizinhistorisches Journal 58 (2023), Heft 3, 224–234.

⁶⁵ Siehe z.B. zur Abwertung, die die Biologin Rhoda Erdmann im akademischen Anerkennungskampf erlebte (und schilderte) Heiner Fangerau, Leaving the Academic Niche – Rhoda Erdmann (1870–1935) and the Democratization of Tissue Culture Research, in: Frontiers in Cell and Developmental Biology 9 (2022), Heft 801333, [<https://www.frontiersin.org/articles/10.3389/fcell.2021.801333>].

⁶⁶ Avraamidou, Science Identity.

anderen Sache, er solle es seinem Opponenten „ordentlich schonungslos geben“ und legte seine eigene Freude an Polemiken im akademischen Austausch offen.⁶⁷

Solche Emotionen ebenso einzuhegen, zu rahmen und zu koordinieren, wie auch die Ehre als Kategorie durch Leistung zu ersetzen, deren inhaltliche Ausrichtung durch Anerkennungsströme kontrolliert werden konnte, wurde im ausgehenden 19. Jahrhundert zu einer bis heute wirksamen Funktion der wissenschaftlichen Institutionen und der wissenschaftlichen Organisation.⁶⁸ Die Habilitation, Berufungskommissionen und die Bühne der Konferenzen und Zeitschriften dienten der Bemessung von Leistung ebenso wie der von – subjektiv betrachtet – verdienter, unverdienter, angemessener oder überschießender Anerkennung. Nicht immer funktionierten diese Einhegungsversuche zur Zufriedenheit aller Beteiligten. Loeb etwa beklagte, dass Hitzigs Artikel in einer bedeutenden Zeitschrift erscheinen konnte, ohne dass er vom Herausgeber gestoppt worden wäre. Diese Klage war jedoch ambivalent, weil er zunächst selbst eine Replik schreiben und eben dafür Raum in genau derselben Zeitschrift erhalten wollte. Im Falle seiner Kritik an Verworn nutzte er jedenfalls dann erneut genau das Forum, dessen Durchlässigkeit er anfangs kritisiert hatte.

Die Zeitschrift bot, so lässt es sich interpretieren, eine Bühne und einen Ersatz für das Duell und gleichzeitig Raum für Spiralen von – hier bemühe ich einen Neologismus – „Anerkennungs- und Missachtungskommunikationen“. Mit anderen Worten verlagerte sich die Frage der Reputation von der persönlichen Interaktion in den Raum der über das Fachjournal zu erreichenden Öffentlichkeit. Der Resonanzraum für wissenschaftliches Reputationsstreben vergrößerte sich dadurch im Vergleich zum früheren 19. Jahrhundert ungemein (das Gleiche gilt selbstredend für das Auftreten in Tageszeitungen etc.).

Der exemplarische Blick auf die Strategien und Inszenierungen von Anerkennung und Missachtung als Mittel der wissenschaftlichen Selbstkonstitution verdeutlicht am Ende, dass sich im ausgehenden 19. Jahrhundert im deutschen Sprachraum im Vergleich zum ersten Drittels des Jahrhunderts ein neues Bild des Wissenschaftlers etabliert hatte. Die Wissenschaftler selbst waren mittlerweile höchst sensibel dafür, dass sie nicht wie einsame Gelehrte ihrer Forschung nachgehen konnten, sondern interagieren mussten, um zunächst Prestige und dann Reputation zu erreichen. Die Interaktion konnte dabei bilateral nicht wirksam werden, sondern musste auf offener Bühne erfolgen mit allen Gefahren der öffentlichen Kommunikation.

Anerkennung und Missachtung wurden um 1900 zum Kernstück der wissenschaftlichen Identität, ein Trend, der sich auch heute noch in anderer Färbung, mit anderen Facetten, mit anderen Kenn- und Messgrößen und auf anderen Bühnen von der Lehre bis zur Repräsentation in Social Media wiederfindet.⁶⁹ Die hier geschilderten Beispiele zeigen, wie sich in den Debatten zwischen den Akteuren eine Kultur der Anerkennung, Missachtung und Selbstkonstitution entwickelte, deren

67 Library of Congress, Manuscript Division, Loeb Collection, Brief Hans Driesch an Jacques Loeb 24.11.1898.

68 Kühl, Reputation, 42–75; Richard Whitley, The Intellectual and Social Organization of the Sciences, Oxford 1984.

69 Eti Herman/David Nicholas, Scholarly Reputation Building in the Digital Age. An activity-specific approach. Review article, in: El profesional de la información 28 (2019), Heft 1, e280102.

Spektrum vom scharfen herabsetzenden Angriff auf die Fähigkeiten des/r Mitbewerber:in bis zum Senden von Hochwertigkeitsinformationen zur Aufwertung des eigenen Selbst reichte. In anderen Worten: Die Anerkennungskämpfe von heute haben ihren Ursprung nicht unbedingt nur im Narzissmus von Wissenschaftlern, wie angenommen werden könnte,⁷⁰ sondern in der Idee und Umsetzung der Leistungsuniversität mit Diskrepanzen zwischen ergebnisoffener Forschung, öffentlicher oder politischer Zielerwartung sowie vorhandenen Positionen, Anwärtern/Anwärterinnen und Vergabepraktiken.

70 Bruno Lemaitre, Science, Narcissism and the Quest for Visibility, in: FEBS Journal 284 (2017), Heft 6, 875–882.